

ich unter uns Auslandsiranern nicht finde. Schwer ist sie zu beschreiben – die Festessen, die sich jagen, die Tage, die man sich eigens für Besuch freinimmt, die Nachsicht gegenüber unseren Macken und Marotten, das Glas frischen, kalten Melonensafts, das schon beim Eintreten aus der heißen, knochentrockenen Stadtluft auf dem Garderobentisch steht – und noch schwerer zu erklären. Sind es die tieferen Einschnitte eines Lebens mit Revolution und Krieg, und nicht nur des Lebens, sondern auch der kollektiven Erinnerung an Unterdrückung und vergebliches Aufbegehren, Opfer und jedes Mal neuen Niedergang? Ja, die Vergeblichkeit ist es wahrscheinlich; wer auswandert – erst recht, wer in die Neue Welt auswandert wie der größte Teil meiner Verwandtschaft –, achtet vielleicht eher auf die Möglichkeiten, beginnt bei null, und dann geht es aufwärts. Hier lebt man seit 50 Jahren oder 60 oder, wie meine Tante, seit 95 Jahren und hat jedenfalls subjektiv den Eindruck, dass noch jede Hoffnung getäuscht hat. Das erzeugt vielleicht auch eine Freundlichkeit gegenüber denen, die sich dennoch interessieren, den Touristen und Verwandten aus dem Ausland.

Sicher, unsere Familie ist alles andere als repräsentativ, gehört sie doch der bürgerlichen Schicht an, deren Ansichten, alltägliche Abläufe, Wohnungseinrichtungen, Geschlechterverhältnisse, Lektüren, amerikanische Serien nicht so viel anders als

die eines westlichen Bürgertums sind. Selbst den Alkohol nimmt man sich inzwischen in die besseren Restaurants mit, natürlich nicht mit Etikett, sondern in Wasser- oder Limonadenflaschen, die man zum Einschenken aus der Plastiktüte hervorholt. Man muss also nicht einmal mehr nach Baku oder Tiflis, Eriwan oder Antalya fliegen, um wie in Europa auszugehen. Entlang der Stadtautobahnen kündigen die Leuchtreklamen ein Konzert der Gipsy Kings an.

Dass das Bürgertum immer noch die Großstädte prägt, mag Besucher so sehr erstaunen wie Teherans modernes Stadtbild; tatsächlich konnte es die antiwestliche Revolution ja nur geben in einem Land, dessen Bildungseliten wie in kaum einer anderen Nation im Nahen Osten westlicht waren. Aber inzwischen hat jeder von uns einen Großteil der Familie im Ausland, und das Schlimme ist: Fast jeder sucht nach einer Möglichkeit, die Kinder spätestens zum Studium fortzuschicken. Den Staat freut es, dann hat er noch mehr Platz für seine armen Leute, die inzwischen oft in Geländelimosinen durch Teheran fahren und in den wohlhabenden Norden der Stadt ziehen, die Wohnungen der Bürger also benötigen, reich geworden sind, aber immer noch ihre Arme-Leute-Kultur haben, statt mit Hafis und Rumi aufgewachsen zu sein, die Toleranz und Feindesliebe auch ohne den westlichen Bildungskanon lehren. Dass

der riesige See, der am Rande von Teheran angelegt worden ist, wörtlich übersetzt „See der Märtyrer des Persischen Golfs“ heißt, finden die Neubürger für ein Naherholungsgebiet ganz normal und breiten ihre Decken, Thermoskannen, Grillgeräte und Wasserpfeifen gern am Wasser aus, das in der Landwirtschaft immer knapper wird.

In Teheran selbst trifft man die aufsteigenden Schichten in einem neuen Park beidseits der Stadtautobahn, über die eine grellgrün angeleuchtete, dreistöckige Fußgängerbrücke führt, „Brücke der Natur“ genannt. Unter einer zeltartigen Konstruktion, die an den Münchner Olympiapark erinnert, herrscht an den Wochenenden Rummel noch nachts um zwei. Einerseits ist es gut, dass sie sich jetzt mischen, dass auch die Tschadoris da sind, wo die Skateboarder mit den gewagten Frisuren hin und her springen, dass der Stadtraum nicht mehr nur dem alten Bürgertum gehört. Aber dann sucht man in der Foodcorner, die so groß wie der Viktualienmarkt ist, nach einem annehmbaren Essen, für uns annehmbar, meine ich, die bürgerliche Schicht, und findet ausschließlich Steaks, Nachos und westliches Fast Food. Und die Polizei hält in diversen Formationen die Knüppel bereit, falls aus dem Rummel eine Versammlung wird.

Ich fahre in den äußersten Süden zum Behescht-e Sahara, dem Paradies der Prophetentochter Sahara, ein Friedhof, so groß

## „Freiheit ist billig für uns“

**Iran** Navid Kermani über die Proteste, die derzeit die Islamische Republik erschüttern

**SPIEGEL:** Herr Kermani, was lösen die Bilder der iranischen Demonstranten in Ihnen – einem, wie Sie in Ihrem Reisebericht schreiben, „Auslandsiraner“ – aus?

**Kermani:** Es berührt mich natürlich sehr, dass die Menschen trotz der Repressionen, der wirklich konkreten Gefahren für jeden einzelnen Demonstranten, immer wieder und in so großer Zahl den Mut finden, für ihre Rechte auf die Straße zu gehen. Das macht auch demütig, weil wir den Preis der Freiheit kaum noch kennen, so billig ist sie für uns.

**SPIEGEL:** Was treibt die Menschen auf die Straße?

**Kermani:** Es ist nicht nur die politische Unfreiheit – aber die natürlich auch. Es ist die Wut über die Lebensperspektiven, die insbesondere den jungen Menschen von den Herrschenden geraubt werden, die Korruption, der Raubbau,

den die Revolutionswächter und die staatsnahen Stiftungen an den finanziellen und natürlichen Ressourcen des Landes üben, übrigens auch die schlim-



**Autor Kermani**

„Es ist nicht nur die politische Unfreiheit“

me Luftverschmutzung, die die Leute unmittelbar nervös macht, der selbst verschuldete Wassermangel. Und so weiter und so weiter. Dieses Land wird nicht nur diktatorisch, es wird einfach auch schlecht regiert.

**SPIEGEL:** Was müsste sich in Iran ändern, damit es nicht zu solch heftigen Protesten kommt? Könnten Reformen innerhalb des bestehenden Systems helfen?

**Kermani:** Das ist die andere Seite: Die Menschen fürchten sich sehr, dass aus Iran ein zweites Syrien, ein zweiter Irak wird. Aber wenn sich das System nicht reformiert, wird der Druck irgendwann zu viel, dann brechen Chaos und Gewalt aus. Denken Sie nur daran, dass fast die Hälfte der Iraner keine persischen Muttersprachler sind und was in anderen Vielvölkerstaaten geschehen ist.

Interview: Jurek Skrobala